DANIEL ANNECHINO

LEISE STIRBST DU NIE

THRILLER

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage April 2011
© für die deutsche Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
Text copyright © 2008, 2010, D. M. Annechino
Originally published in the United States by
Amazon Content Services LLC, 2010.
This translation made possible under a license
arrangement originating with AmazonEncore.
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
They Never Die Quietly (AmazonEncore, Las Vegas)
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
nach einem Entwurf von Ben Gibson
Titelabbildung: Cover Artwork used under arrangement
with AmazonEncore, all rights reserved.
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Janson
Papier: Holmen Book Cream von Holmen Paper
Central Europe, Hamburg GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28262-6

Ullstein

Das Buch

San Diego, Kalifornien. Detective Samantha (Sami) Rizzo und ihr Partner Alberto Diaz von der Mordkommission stehen vor einem schwierigen Fall. Immer wieder tauchen allein gelassene Kinder in Einkaufszentren auf, immer wieder finden sie tote Frauen in kleinen Kirchen auf dem Land. Was steckt dahinter? Fieberhaft fahnden die beiden Detectives nach einem unheimlichen, mysteriösen Killer, der es offenbar auf Mütter mit kleinen Kindern abgesehen hat.

Eines Tages lernt Sami auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung den Physiotherapeuten Simon Kwosokowski kennen, der dort ehrenamtlich arbeitet. Simon interessiert sich für Sami, insbesondere als er erfährt, welchen Beruf sie ausübt.

Dunkle Ahnungen suchen Sami heim, Simon scheint genau in das Täterprofil zu passen, das ihre Kollegen erstellt haben. Getrieben von Furcht und Neugier, lässt sich Sami auf ein Date mit Simon ein – und macht in seinem Haus eine grauenhafte Entdeckung …

Der Autor

Daniel Annechino lebt und arbeitet in San Diego, Kalifornien. Er hat bislang bereits vier Romane geschrieben. *Leise stirbst du nie*, sein fünftes Buch, erschien in den USA im Selbstverlag und entwickelte sich zum Internet-Bestseller. Im Frühjahr 2010 wurde es bei AmazonEncore veröffentlicht.

Prolog

Ich liege nackt auf dem provisorischen Kreuz. An der Unterseite meiner Arme, die Wirbelsäule entlang und hinten an meinen Oberschenkeln spüre ich, wie sich Splitter des rohen Holzes in meine empfindliche Haut bohren. Meine Arme und Knöchel sind mit Wäscheleinen an das Kreuz gebunden. Ich versuche, in der feuchten Luft zu atmen, doch meine Lungen sind wie zusammengepresst, als würde ein schweres Gewicht auf meiner Brust liegen. Mein Herz klopft gegen meine Rippen. Er streichelt meinen zitternden Körper. Mein Kidnapper. Ein Monster wie kein Zweites. Für einen Moment blickt er mit großen Augen auf meine Brüste. Bei dem Gedanken, dass er mich berühren könnte, läuft mir ein Schauer über den Rücken. Dann betrachtet er genau mein Gesicht, als würde er darin nach etwas suchen. Ich weiß nicht, wonach. Vielleicht will er sich an meiner Angst berauschen, sie wie edlen Wein genießen. Ich versuche, mich zu überzeugen, dass dies ein Alptraum ist, dass alles, was ich über das Leben und den Tod und die Wirklichkeit weiß, bei meinem Aufwachen noch Bestand haben wird. Aber ich werde nicht aufwachen. Ich blicke in seine Augen und sehe keinen Mann, sondern meinen Henker. Ich schluchze nicht länger oder bettle um Gnade. Mein Flehen beflügelt und

erregt ihn nur. Und diese Genugtuung werde ich ihm nicht geben.

So werde ich also sterben.

Ich drehe meinen Kopf ein wenig und sehe meine Tochter auf dem Bett liegen. Sie schläft friedlich, weiß nicht, dass sie mich nie wiedersehen wird. Er verspricht mir, ihr nichts zu tun, wenn ich keinen Widerstand leiste. Doch sein Versprechen tröstet mich wenig. In der einen Hand hält er einen Hammer und in der anderen einen glänzenden Nagel. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das Ausmaß des Schmerzes sein wird, wenn er den kalten Stahl durch meine Hand- und Fußgelenke treibt. Sollte Gott wirklich barmherzig sein, so wird Er mich in Bewusstlosigkeit Zuflucht nehmen lassen und mir die Todesqualen ersparen.

Warum zögert er? Sein Innehalten soll mich nur noch mehr peinigen. Aber ja, das gehört zu seinem Spiel.

Natürlich habe ich Angst vor dem Tod, dem Unbekannten, doch der wahre Horror geht von meinem hellwachen Geist aus. Niemand wird sich an meinen Namen erinnern. Linda Cassidy wird nicht mehr als eine Frau sein, die mit dem Auto liegenblieb und eine falsche Entscheidung traf. Mein Leben, alles, was ich erreicht und für meine Familie getan habe, wird in Vergessenheit geraten. Meine Identität wird verschwinden. Ich werde nur noch in der Unfallstatistik in der Zeitung auftauchen: als Opfer Nummer zwei.

Wie ich hier so liege und darauf warte, dass er mit seinem Ritual fortfährt, denke ich über die Vergangenheit, aber auch über die Zukunft nach, von der ich kein Teil mehr sein werde. Was wird mein Mann Jennifer erzählen, wenn sie nach ihrer Mami fragt? Stephen wird am Boden

zerstört sein. Ich denke, er wird Jahre brauchen, um über den Verlust hinwegzukommen. Die Zeit wird seine Wunden vielleicht niemals heilen. Aber das Leben wird trotzdem weitergehen. Eines Tages wird eine andere Frau das Bett mit ihm teilen. Sie wird ihn in ihren Armen halten und mit ihm schlafen, genau wie wir es so oft getan haben. Und Jennifer wird *sie* Mami nennen.

Jetzt erkenne ich, dass mir die scheinbar unbedeutenden Dinge am meisten fehlen werden: Jennifer eine Gutenachtgeschichte vorzulesen, mich an Stephen zu kuscheln und mit ihm Popcorn zu essen, Rosen aus meinem Garten zu holen, Rotkehlchen vor meinem Schlafzimmerfenster singen zu hören, der Geschmack von frischen Erdbeeren, meine Mutter zu ihrem Lieblingsbuffet mitzunehmen. Oh, wie gern hätte ich noch eine Chance, das Leben genießen zu können.

»Bist du bereit, Sünderin?«

Seine Worte durchbrachen die Stille wie ein Sturm die Ruhe der Nacht.

Ich werde niemals bereit sein zu sterben.

Seine Augen wirken jetzt anders. In ihnen scheint ein verstecktes Lächeln zu zwinkern. Sein Gesicht strahlt vor Entschlossenheit. Einen Moment lang hoffe ich vergeblich, ein Held wie John Wayne möge die Tür aufbrechen und mich retten. Ich drehe meinen Kopf zur Tür. Hoffe. Bete. Aber dieser Held lebt nur in meiner Phantasie.

Er drückt den scharfen Nagel gegen mein Handgelenk und holt mit dem Hammer aus. »Bist du bereit, für deine Sünden zu büßen?« Er fährt sich mit der Zunge über die Lippen, als freue er sich auf ein ausgezeichnetes Essen. »Erkennst du Jesus als deinen Herrn und Erlöser an?«

Es ist so weit, Linda Cassidy. Der Anfang vom Ende.

Mit verschwommenem Blick sehe ich ein letztes Mal zu meiner wunderschönen Tochter. Ich fühle einen Kloß in meinem Hals wachsen und kann kaum die Tränen unterdrücken.

Auf Wiedersehen, mein süßes Kind. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

Ich schließe die Augen und bete leise, in der Hoffnung, Gott möge tatsächlich barmherzig sein.

1

Simon genoss diesen Teil der Jagd. Er war wachsam, lauerte einer weiteren Seele auf, die geläutert werden müsste. Wie eine hungrige Straßenkatze einen verletzten Vogel verfolgt, so musste er auf den richtigen Moment warten, bevor er losschlug.

Er saß tief im Fahrersitz seines schwarzen Ford F-150 Supercab, offensichtlich nicht an den Kunden des Food-Mart interessiert, die vor ihm ein und aus gingen. Jeder, der ihn an diesem kühlen Novemberabend bemerkte, würde davon ausgehen, dass er auf seine Frau wartete, die mit einem Einkaufswagen voller Lebensmittel erscheinen würde. Als er dort im Dunkeln saß, fiel gerade genug bläuliches Licht von den Parkplatzleuchten in seinen Truck, dass er seine Lieblingspassage in der Bibel lesen konnte, die seine Mutter ihm viele Male vorgelesen hatte. *»Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: ›Bereitet den Weg des Herrn und macht seine Steige eben. Alle Täler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden; und was krumm ist, soll gerade werden, und was uneben ist, soll ebener Weg werden. Und alle Menschen werden den Heiland Gottes sehen.‹«*

Beim Lesen dieser Worte lief es ihm kalt den Rücken hinunter.

Als er ungeduldig wartete, fühlte Simon einen Krampf im unteren Rückenbereich, eine leichte Verspannung nach seinem intensiven Workout am Nachmittag. Er wollte seinen Körper genauso fit halten wie seine Seele. Er setzte sich mit seinen knapp zwei Metern ein wenig anders hin und massierte sanft seine empfindlichen Muskeln. Nun wartete er schon über eine Stunde auf sie, und sie war noch nicht erschienen. Ihre Verspätung beunruhigte ihn. Ein erfolgreicher Plan beruhte auf Vorhersagbarkeit.

Obwohl er den Rotschopf heute nicht entführen wollte, hatte er ihre Gewohnheiten schon seit mehr als zwei Wochen beobachtet, hatte ihre Aktivitäten mit der sorgfältigen Aufmerksamkeit eines Privatdetektivs studiert. Sie raste jedes Mal mit quietschenden Reifen über den Parkplatz und fuhr ihren goldfarbenen BMW wahllos auf irgendwelche Stellplätze. Immer in Eile, würde sie sich dann ihre Tochter vom Rücksitz schnappen und in den Supermarkt rennen.

Simon wollte gerade die heutige Überwachung abbrechen und blickte von der Bibel hoch, als er den goldenen BMW auf einen freien Parkplatz zurasen sah. Er schaute auf seine Uhr.

Fünfundvierzig Minuten zu spät.

Wie schon in der Vergangenheit ließen Auserwählte sein Herz wild schlagen. Sein Gesicht wurde heiß, stand in Flammen. Da er wusste, dass sie bald geläutert sein würde, überwältigte ihn beim Beobachten eine unvorstellbare Euphorie. Für einen Moment schloss er die Augen, streichelte sanft den Ledersitz und stellte sich vor, es sei die weiche Haut dieser Frau.

Simon liebte es, Menschen zu berühren. Als Physiotherapeut verdiente er sein Geld damit, Finger und Handgelenke und störrische Gelenke zu bewegen. Schmerz, verursacht durch heftiges Bewegen, half, den Heilungsprozess in Gang zu bringen. Wer würde jemals etwas ungewöhnlich daran finden, wenn er einen kleinen Finger ein wenig überstreckte oder ein Knie über das vernünftige Maß hinaus beugte? Wie sollte jemand ahnen, dass seine Behandlungen therapeutisch so nicht vorgeschrieben waren? Schmerz, so hatte es ihm seine liebe Mutter beigebracht, läuterte die Seele und machte das Herz rein. Und Simon, von seinem Schöpfer berufen und von seiner wachsamen Mutter angeleitet, konzentrierte sich mit seinen Bemühungen auf die verderbten Frauen dieser Welt. Ja, er war tatsächlich ein begnadeter Therapeut, aber Simon betrachtete sich eher als ein Heiler von Seelen denn von Körpern.

Sie parkte zwei Reihen weiter, nah genug, um sie problemlos beobachten zu können. Wie gewohnt schien sie es sehr eilig zu haben. Nachdem sie ihre Tochter vom Rücksitz gehoben hatte, joggte sie fast in den Supermarkt, der rund um die Uhr geöffnet war.

Während er jede ihrer Bewegungen beobachtete, ihr wie gebannt zusah, stellte sich ein nagelneuer Infinity neben Simons Pick-up. Ein kleiner kahlköpfiger Mann mühte sich aus seinem Wagen, richtete sich langsam auf und schlug die Tür zu. Auf der Beifahrerseite erschien eine kleine junge Frau mit langem blondem Haar. Die Tochter des Mannes, nahm Simon an. Zuerst konnte Simon ihr Gesicht nicht erkennen, und es war ihm egal, wie sie aussah. Doch als sie sich umdrehte, um die Tür zu schließen, und das Licht der Quecksilberdampflampe auf ihr Gesicht fiel, blieb Simon fast das Herz stehen. Der unglaublich schöne Teenager sah Bonnie Jean so ähnlich, dass sie nur ihr Zwilling sein konnte.

Unmöglich.

Bonnie Jean wäre heute über dreißig, und das Letzte, woran er sich erinnern konnte, war, dass sie Corpus Christi verlassen und irgendwo in den Nordosten gezogen war. Obwohl die Ähnlichkeit verblüffend war, wusste er, dass es sich nur um einen seltsamen Zufall handeln konnte. Trotzdem war er beunruhigt. Als er sah, wie der kahlköpfige Mann nach der Hand der jungen Frau griff und mit ihr in den Supermarkt ging, verbannte Simon die quälende Erinnerung aus seinen Gedanken.

Nachdem er zwanzig Minuten gewartet hatte, sah er die Rothaarige mit einem Einkaufswagen auf ihr Auto zugehen. Er prägte sich diesen Anblick ein.

»Nicht heute«, flüsterte er. »Alles zu seiner Zeit.«

Heute beobachtete und plante er nur. Die Läuterung der Rothaarigen würde noch früh genug kommen.

Doch zurzeit wartete eine andere Sünderin in Simons Erlösungsraum auf ihre Errettung.

Simon verließ San Diego, nahm den Freeway 8 und machte sich auf den Weg zu seinem Zuhause in Alpine. Getrieben von dem unstillbaren Verlangen, eine andere Seele zu läutern, achtete er nicht auf die Geschwindigkeitsbeschränkung und fuhr auf der Überholspur. Er schlug mit der geballten Faust auf das Armaturenbrett.

Darum bestehen die Gottlosen nicht im Gericht noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.

Und wieder stürmten Erinnerungen an Bonnie Jean Oliver auf ihn ein.

Er verließ den Freeway und fuhr sieben Meilen über eine enge kurvige Straße, an der Farmhäuser lagen, zerfallene Scheunen und viele Hektar offenes Land. Fernab der Küste mit dem Wind vom Meer, den Palmen und dichtem

Verkehr sah East County aus wie jede andere ländliche Gegend. Er bog auf seine lange Kieseinfahrt ab, drückte den Knopf für den automatischen Garagentoröffner und blieb noch einen Moment in seinem Pick-up sitzen.

Heute Nacht würde Blut fließen.

Er nahm seine Schlüssel, stieg aus dem Wagen und ging auf die Garage zu. Dichter Nebel lag über der Landschaft, rauchiger Dunst stand über der Erde wie über glimmender Glut. Die feuchte Luft roch nach frisch geschlagenem Holz. Samson, der drei Jahre alte, schokoladenbraune Labrador von Simon, hatte seinen Besitzer entdeckt, und sein Schwanz schlug gleichmäßig gegen die Plastikmülltonne. So sicher, wie die Sonne in San Diego schien, begann der Hund zu jaulen und im Halbkreis seinen Begrüßungstanz aufzuführen.

»Wie geht es meinem großen Jungen?« Simon kniete sich auf den Garagenboden und ließ sich von Samson mit der Zunge übers Gesicht fahren. »Willst du etwas fressen?«

Simon nahm den 40-Pfund-Sack Futter und füllte Samsons stählernen Fressnapf. Mit dem Gartenschlauch gab er dem Hund frisches Wasser, dann schloss er die Küchentür auf.

Sah man einmal von neueren Armaturen in den beiden Badezimmern und einer Do-it-yourself-Küche ab, die der frühere Besitzer billig zusammengebaut hatte, war in Simons bescheidenem Haus, das aus dem Jahr 1926 stammte, nie etwas erneuert worden. Und so war das Innere des Hauses von der bunten Blümchentapete bis hin zu dem abgetretenen und vergilbten Linoleum völlig heruntergekommen. Dieser erbärmliche Zustand jagte Simon Angst ein. Jahrelang war er ein Sauberkeitsfanatiker gewesen,

ein Mann, dessen Umgebung tadellos zu sein hatte. Er liebte es, ausgefeilte Menüs zu kochen und sein Heim geschmackvoll einzurichten, Gewohnheiten, die die Zustimmung seiner Mutter fanden. Seine Mutter zitierte oft das abgenutzte Sprichwort »Sauberkeit kommt gleich nach Gottesfurcht«, setzte aber immer hinzu: »In *meinem* Haus wirst du deine Sünden nicht unter den Teppich kehren.«

Als er von Texas nach San Diego zog, mietete er sich zunächst eine Wohnung am Meer, in der Nähe des Bayshore Hospital, in dem er arbeitete. Aber bei seinem täglichen Joggen am Strand boten sich viel zu viele Anlässe für sündige Gedanken. Denn die spärlich bekleideten jungen Frauen, die die Strandpromenade auf und ab spazierten, waren zu viel der Versuchung. Er musste sich seine Schwächen eingestehen, wollte Satan aber nicht gewähren lassen. Außerdem brauchte er eine abgelegene Behausung, einen Zufluchtsort mit viel Fläche außen herum und weit abgelegen von anderen Häusern. Er zog aufs Land, wo sein nächster Nachbar mehr als einen Kilometer entfernt lebte, weit genug, um die hilflosen Schreie seiner Auserwählten nicht zu hören.

Sie sterben niemals leise.

Simon hatte sich dieses Haus nicht ausgesucht, weil es etwa besonders hübsch war. Es war voll unterkellert, was es von den meisten Häusern im Süden Kaliforniens unterschied und für seine heilige Arbeit unerlässlich war. Dank wohldurchdachter Umbauten und strategisch wichtigem Lärmschutz verwandelte Simon den modrig feuchten Keller in den perfekten Erlösungsraum.

Er holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und goss ein Glas voll ein. Die Tür zum Keller

befand sich in der Küche. Mit dem Glas in der Hand drückte er den Lichtschalter und ging vorsichtig die enge Treppe hinunter. Der Keller, höher als sonst üblich, erlaubte es Simon, aufrecht zu gehen. Zwischen seinem Kopf und der Decke lagen mindestens zwanzig Zentimeter. Bevor er die schallgeschützte Tür aufschloss, blickte Simon durch die Sicherheitslinse, die er installiert hatte, um seine Gäste überwachen zu können. Gerade als er das Bolzenschloss öffnen wollte, machte er seine Augen zu und konnte die Frau vom Supermarkt vor sich sehen.

Bonnie Jean Oliver.

Sie war mit Simon in eine Klasse gegangen und wohnte im Haus nebenan. Er konnte sich an ihre Rattenschwänze erinnern, ihre Sommersprossen, ihre Augen, die grün wie Jade waren, und an den Tag, an dem sie ihn nach der Schule zu sich nach Hause eingeladen hatte. Ihre Eltern waren beide bei der Arbeit. Sie hatten sich die Rolling Stones angehört, Kartoffelchips gegessen, Cola getrunken und über die Schule und Hausaufgaben geredet.

Bei Simon, der kurz vor der Pubertät stand, machten sich die Hormone schon eindringlich bemerkbar. Sein Interesse galt heranwachsenden jungen Mädchen – besonders Bonnie Jean, die ihm schon immer die Liebste gewesen war –, und so gab Simon der Versuchung nach und ignorierte die unaufhörlichen Warnungen seiner Mutter in Bezug auf die Sünden des Fleisches. Er hatte nicht so draufgängerisch sein wollen, doch er konnte nicht aufhören, Bonnie Jeans kleine Brust zu streicheln.

Ihre Reaktion erregte Simon und machte ihn wütend zugleich. Jede anständige junge Frau hätte bei so offensichtlich unmoralischem Verhalten gekränkt reagieren müssen. Doch anstatt Simon mit einer wohlverdienten

Ohrfeige aufzuhalten, verzogen sich Bonnie Jeans Lippen zu einem Lächeln. Sie nahm seine Hand und führte sie unter ihren Rock, zwischen ihre warmen Schenkel.

Simon erstarrte.

Bonnie Jean drückte ihre feuchten Lippen auf Simons Mund, und ihre Zunge fand ihren Weg. Ohne jede Warnung übernahm ein anderes Ich, von dem Simon nichts geahnt hatte, die Kontrolle. Er schubste sie weg, stieß sie nach hinten. Bonnie Jean muss nach einem Blick auf seine fratzenhafte Miene gespürt haben, dass Lebensgefahr drohte. Sie versuchte zu fliehen, doch Simon, dessen Körper voll sexueller Anspannung war, erwischte sie an ihrem langen blonden Haar und zerrte sie brutal zu Boden. Simon kann sich nicht daran erinnern, was danach geschah, nicht einmal heute, zwanzig Jahre später. Er weiß nur noch, dass er Bonnie Jean im Krankenhaus besucht hat und total verblüfft war, als sie sich bei seinem Anblick aufführte, als ob sie eine giftige Schlange vor sich hätte. Niemand hatte herausfinden können, wer ihr so brutal ins Gesicht getreten und ihre Nase gebrochen hatte. Erst als Simon blutige Hautfetzen in der Tasche seiner Levi's gefunden hatte, war ihm aufgegangen, dass er ihr Angreifer gewesen war. Vor lauter Angst, dass Simon sie noch weiter entstellen oder sogar töten könnte, erzählte Bonnie Jean niemandem, was geschehen war.

Simon schüttelte den Kopf, wie um die Gedanken an Bonnie Jean zu vertreiben. Bilder dieses Vorfalls suchten ihn oft heim. Er hatte es nie geschafft, das Geschehene vollständig zu rekonstruieren. Aber er fürchtete, dass Momentaufnahmen dieses Vorfalls sein Gedächtnis immer wieder überfallen könnten.

Er drehte den Schlüssel, entriegelte die stählerne

Feuerschutztür, trat in den Raum, schloss und sicherte die Tür hinter sich. Molly saß auf dem Bett und hatte Benjamin auf dem Schoß. Sie las laut aus einem Buch vor und blickte nicht auf.

»Gehen wir jetzt nach Hause, Mami?« Der Dreijährige zupfte an ihrem Ärmel.

»Bald, mein Liebling.«

Simon hatte den Erlösungsraum wie eine Atelierwohnung gestaltet. Es war ein Bad vorhanden, eine Küche, bescheiden ausgestattet mit einem kleinen Kühlschrank, einer Mikrowelle und gutgefüllten Schränken. Es war eine in sich abgeschlossene kleine Welt, in der man gut für eine unbestimmte Zeit leben konnte. Er hatte alle Utensilien sorgfältig ausgewählt, denn er wollte vermeiden, dass ein übermäßig heroischer Gast irgendetwas als Waffe benutzte.

»Haben Sie etwas gegessen?«, fragte Simon.

»Benjamin hatte einen Mac mit Käse«, flüsterte Molly.

»Und Sie?«

Sie blickte ihn kalt an. »Ich habe keinen Appetit.«

In einer Ecke der Atelierwohnung hatte Simon eine Spielecke eingerichtet, die selbst dem anspruchsvollsten Kind genügt hätte. Es gab einen Fernseher mit einer Auswahl von Nintendo-Spielen, Malbücher und Stifte, Bauklötze, Plüschtiere – alles, was ein Kind zur Beschäftigung brauchte, während Simon ernste Gespräche mit ihren Müttern führte.

»Benjamin«, sagte Simon, »geh in die Spielecke.«

»Ich will bei Mami bleiben.« Er ließ seinen Kopf hängen und schmollte.

Da Molly ihren Entführer nicht verärgern wollte, schob Molly die Haare aus Benjamins Augen und lächelte ihn be-

ruhigend an. »Es ist alles in Ordnung, Liebling. Mach, was er sagt.« Er trottete zur Spielecke hinüber und stellte den Fernseher an. Simon setzte sich neben Molly aufs Bett.

»Warum halten Sie uns gefangen?«

Simon trank von seinem Wasser. »Lieben Sie Ihren Sohn?«

»Das ist eine lächerliche Frage.«

»Wie sehr?«

»Sie erwarten von mir, meine Liebe zu bemessen?«

Simon griff nach ihrem Knie und drückte fest zu. »In der Tat.«

Die Stimme der zweiunddreißig Jahre alten Blondine zitterte. »Was wollen Sie von uns?«

»Würden Sie alles für Ihren Sohn tun?«

Sie starrte ihn voller Verachtung an. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich möchte, dass Benjamin mit mir nach oben geht.«

»Sie sind nicht bei Sinnen.« *Natürlich ist er nicht bei Sinnen. Sei vorsichtig, Mädchen.*

»Fordern Sie mich nicht heraus.«

»Wenn Sie auch nur eine Minute lang denken …«

»Sie machen mich wütend, Molly.« Seine Stimme blieb ruhig. »Wollen Sie den Zorn Gottes spüren?«

Sie dachte über seine Drohung nach. »Warum nach oben?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Da bin ich mir sicher.«

Simons Augen wurden schmaler. »Oder wollen Sie, dass ich ihn an seinen Haaren nach oben zerre?«

Sie hatte keine Wahl. Wenn sie kooperierte, vielleicht …

Simon holte eine Milchtüte aus dem Eisschrank und goss ein Glas voll ein. »Magst du Schokoladenmilch, Benjamin?«

»Mag ich sehr!«

Nachdem er Sirup von Hershey's in die Milch gegeben hatte, schüttete er noch ein wenig von einem Pulver hinzu. Er rührte das Ganze kräftig um, um sicherzugehen, dass sich das schwache Beruhigungsmittel auflöste. Dann reichte er Benjamin das Glas. »Milch wird dich groß und stark machen.«

Benjamin griff nach dem Glas. »So groß wie du?«

»Nur wenn du alles austrinkst.«

Molly hämmerte verzweifelt mit beiden Fäusten gegen die Stahltür. »Wo *bist* du, du *Mistkerl*? Benjamin, kannst du mich hören? Oh Gott, oh mein Gott, was habe ich nur getan?« Simon hatte ihren Sohn vor über einer Stunde mitgenommen. Wie dumm von ihr, ihm zu trauen. Aber hatte sie wirklich eine Wahl? Sie musste sich immer wieder sagen, dass sie keine hatte, oder sie würde ihren Verstand verlieren.

Nachdem sie über eine halbe Stunde lang geschrien hatte, war ihre Kehle rau und entzündet. Wo hatte er Benjamin nur hingebracht? Warum hörte niemand ihre Schreie und kam ihr zu Hilfe? Erschöpft und außer sich vor Sorge, ließ sie sich aufs Bett fallen, japste nach Luft, Tränen strömten über ihre Wangen.

Vor drei Tagen hatte sie einen platten Reifen und war mit ihrem Grand Cherokee auf den Seitenstreifen gefahren. Sie hatte versucht, ihren Mann auf seinem Handy anzurufen, doch sie hatte ihn nicht erreichen können. Sie hatte ihm eine Nachricht hinterlassen, aber Robert war

niemand, der regelmäßig seine Mailbox abhörte. Sie hatte in ihrem Leben noch nie einen Reifen gewechselt und wusste nicht, wie sie es anstellen sollte. Als der Typ in dem schwarzen Pick-up anhielt und seine Hilfe anbot, schien er ein Geschenk des Himmels zu sein. Er gab sich als perfekter Gentleman, sah gut aus, war gebildet, wirkte athletisch. Wie naiv sie doch gewesen war.

»Ma'am, ich befürchte, dass Ihr Reservereifen auch defekt ist. Eine Meile weiter ist eine Tankstelle. Wenn Sie wollen, bringe ich Sie dorthin.«

Während der letzten drei Tage hatte sie jede Menge Zeit zum Nachdenken gehabt. Wäre Benjamin nicht gewesen, hätte sie völlig ihren Verstand verloren. Simons Benehmen passte so gar nicht zu dem Bild, das man sich von einem Psychopathen machte. Seine Gelassenheit, sein ruhiges Auftreten, seine Höflichkeit, die fast an einen Schuljungen erinnerte, verwirrten Molly. Hinter diesen eisblauen Augen musste etwas Wildes brodeln. Er hatte sich nicht wie ein rasender Wahnsinniger aufgeführt. Trotzdem musste ein Dämon in ihm sein. Warum sollte er sie sonst kidnappen, in dieses Verlies sperren, sie mit allem Lebensnotwendigen versorgen – und *nichts* tun?

Er hatte nicht versucht, sie anzugreifen, er war freundlich zu Benjamin gewesen und schien eigenartigerweise wirklich an ihrem Wohlergehen interessiert. Zweifelsohne hatte er seine wahren Absichten noch nicht offenbart. Er hatte sie nicht entführt, nur um sie wie Gäste zu behandeln. Dann schien es ihr klar: Er war ein Kinderschänder.

Sie lag auf dem Kissen, schloss ihre Augen und betete leise. Der Gedanke, er könne Benjamin etwas tun, war ihr schier unerträglich.

Im Halbschlaf hörte Molly, wie die Tür aufgeschlossen wurde. Sie stand auf, und sofort wurde ihr schwindlig. Simon, der einen Werkzeuggürtel umgebunden hatte, von dem auf Hüfthöhe ein Hammer baumelte, betrat den Raum. Unter dem Arm hatte er zwei lange Balken mit etwa zehn mal zehn Zentimeter Kantenlänge, einer doppelt so lang wie der andere. Er ließ sie auf den Betonboden fallen.

»Wo ist, *verdammt noch mal*, mein Sohn?«

»Passen Sie auf, was Sie sagen.«

»Ich will ihn sehen, *jetzt*!«

»Es geht ihm gut.«

»Sie lügen!«

»Und Sie sind eine Sünderin.«

»Wagen Sie es nicht, so über mich zu sprechen, Sie Mistkerl!«

»Nur Gott kann über Sie richten.«

»Zur Hölle mit Ihnen!«

Simon eilte auf sie zu, Molly machte einen Schritt zurück und fiel aufs Bett. Er stand über ihr und streckte seine Hand aus. Aber sie zuckte zurück, erwartete, von ihm geschlagen zu werden.

»Es ist so weit, Molly.« Seine Augen wirkten anders, starrten sie mit einer durchdringenden Intensität an. Es war, als ob sie ihre Haut berührten. »Wirst du alles tun, um deinen Sohn zu beschützen?«

Nun verstand sie. Sie lächelte fast. »Darum geht es also bei dieser Farce. Sie wollen mich ficken, oder?«

Er zerrte an ihren Haaren, sein Körper zitterte. »Zieh dich aus, Sünderin.«

»Dann müssen Sie mich erst töten.«

Er drehte sich um und stapfte zur Tür. »Halt die Er-

innerungen an Benjamin in Ehren.« Er schloss die Tür auf. »Du wirst ihn nie wiedersehen.«

»Nein! Bitte!« Molly schlug ihre Hände wie zum Gebet zusammen. »Ich tue alles, was immer Sie wollen.«

Simon blieb gerade lange genug stehen, um die Resignation in Mollys Augen sehen zu können. Aufzugeben, ohne Bedingungen zu stellen oder Widerstand zu leisten, das war der einzige Weg, wie Gott die Seelen Auserwählter läutern würde.

Als Molly allein in dem schwachbeleuchteten Erlösungsraum wartete, die Augen auf die Balken gerichtet, die bald ein Kreuz formen würden, fühlte sie schiere Todesangst. Dass sie nicht wusste, was das Monster mit ihrem Sohn vorhatte, machte die Qual nur noch schlimmer. In diesem Augenblick könnte ihr Kidnapper Benjamin Entsetzliches antun. Er war immer so ein zartes Kind gewesen. Sie begann zu schluchzen, versuchte, ihre Gefühle zu unterdrücken, die lebhaften Bilder aus ihrem Geist zu verbannen, aber sie konnte weder ihre Visionen noch die Flut ihrer Tränen bändigen. Für einen atemlosen Moment presste Molly ihre Handflächen aufeinander und fiel auf ihre Knie. Sie betete zu einem Gott, der seit ihrer Kindheit nicht mehr zu ihrem Leben gehört hatte, einem Gott, der ihr die Mutter genommen hatte, als sie erst sieben Jahre alt war. Sie hatte ihrem Schöpfer diese Grausamkeit nie vergeben können. Aber nun, auf der Schwelle zum Tod, zu einem so grausigen Geschehen, das ihre Vorstellungskraft bei weitem übertraf, appellierte sie an die einzige Macht des ganzen Universums, die in der Lage war, sie zu retten.

»Mir geht es nicht darum, was er mir antun wird, lieber Gott. Aber bitte, ich flehe dich an, beschütze meinen Sohn.«

Seltsamerweise kam ihr Dorothy aus *Der Zauberer von Oz* in den Sinn. Sie konnte das junge Mädchen sehen, wie es die durchrieselnde Sanduhr anstarrte, die Augen vor Angst ganz groß, und auf die Rückkehr der Bösen Hexe wartete. Doch dies war kein Film. Es gab keine Vogelscheuche, keinen Blechmann oder Feigen Löwen, der sie retten würde. Nur einen Verrückten.

Die Metalltür öffnete sich mit einem lauten Quietschen. Sie blickte in Simons Augen und wusste, dass die Sanduhr durchgelaufen war.

Benjamin fragte, vom Beruhigungsmittel immer noch schläfrig: »Wo fahren wir hin?«

Simon lächelte und legte dem Dreijährigen den Sicherheitsgurt an. »Wir machen einen Ausflug.«

»Wo ist meine Mami?«

»Die ist beim lieben Gott.«

Der Junge dachte einen Moment lang nach. »Du meinst den Gott da oben im Himmel?«

»Er ist der einzige Gott.«

»Wann kommt sie zurück?«

Einen Moment lang dachte Simon darüber nach, zu lügen. Unter diesen Umständen würde Gott ihm diese eine Sünde sicherlich verzeihen. Aber die unschuldigen Gefühle des Kindes zu verschonen, war nur eine vorübergehende Lösung. Eine Lüge würde falsche Hoffnungen wecken. »Nie mehr, Benjamin.«

Der Junge rieb sich die Augen und fing an zu weinen. Simon öffnete die Mittelkonsole und holte einen Lutscher heraus. »Magst du Kirsch?«

Benjamin nickte. Simon wickelte den Lutscher aus und gab ihn dem Jungen.

Der Junge leckte ein paarmal daran und nahm ihn dann aus dem Mund. »Ich will meine Mami sehen.«

»Eines Tages wirst du das sicher.«

Er fuhr auf dem Freeway 8 gen Westen und verließ ihn an der Mission Center Road wieder. Um halb neun, kurz vor Geschäftsschluss, bog er auf das Gelände des Kaufhauses Grossman's. Auf dem Parkplatz standen nur etwa ein Dutzend Wagen. Simon blieb direkt vor dem Haupteingang stehen und schaltete die Warnblinker an. Er zog sich sein Basecap so tief ins Gesicht, dass seine Augen unter dem Schirm nicht zu sehen waren. Er drückte Benjamin einen Zettel in die Hand.

»Du musst mir einen Gefallen tun.«

Der kleine Junge blickte ihn fragend an.

Simon löste Benjamins Sicherheitsgurt und öffnete die Beifahrertür. »Siehst du den Mann da drinnen im Laden?« Er deutete auf einen Wachmann, der an einer Säule lehnte. »Es ist sehr wichtig, dass du ihm diesen Zettel gibst. Deine Mami möchte das. Kannst du das tun?«

»Für Mami?«

»Ja.«

Benjamin stellte seine wackligen Beine auf das Aluminiumtrittbrett und ließ sich von dort auf den Gehweg hinunter. Simon zog die Tür zu. Bevor Benjamin durch den Eingang trat, blieb er stehen und blickte über die Schulter zurück. Ein junger Mann, der sein Basecap verkehrt herum aufgesetzt hatte und eine viel zu große Jeans trug, hielt ihm die Tür auf. Benjamin schlurfte hinein. Er blickte nach allen Seiten, als ob er nach irgendetwas Ausschau hielt. Dann ging er mit ausgestreckten Armen und dem Zettel in seinen kleinen Fingern direkt auf den Wachmann zu, als sei der sein Lieblingsonkel. Simon beobachtete, wie der Junge die Nachricht aushändigte. Dann gab er Gas und fuhr zur Ausfahrt des Parkplatzes.

2

Sami Rizzo, Ermittlerin bei der Mordkommission und die einzige Frau im Dezernat für Kapitalverbrechen, die es in den Rang eines Detective geschafft hatte, ging zum Schreibtisch ihres Partners in der Ecke und ließ eine Akte darauffallen, wobei sie fast seinen Kaffeebecher umgestoßen hätte. Ihr schwarzes schulterlanges Haar, nur von wenig Grau durchzogen, war zurückgebunden und wurde von einer Schildpattspange gehalten. Ihre blauen Augen waren wegen ihrer Kontaktlinsen leicht gerötet.

»Schau dir das an, Al. Macht wirklich Appetit auf den Rest deines Donuts.« Sie legte ihre wohlgeformten Beine übereinander, und ihr Rock rutschte weit genug hoch, um die Aufmerksamkeit ihres Partners zu erregen. »Auf die Fotos sollst du schauen, Al. Auf die *Fotos*.«

Alberto Diaz grinste und öffnete die Akte. Er biss noch einmal in seinen Donut und betrachtete die Fotos vom verstümmelten Körper einer Frau. Da jede Reaktion ausblieb, hatte Sami das Gefühl, ihm gerade einen Artikel aus dem *Food & Wine* gegeben zu haben.

»Wo ist sie gefunden worden?«

»Auf den Stufen der Kirche des Heiligen Erlösers in La Mesa.«

»Genau wie die anderen beiden?«

»Diese hier war blond, aber sie hat dieselben Wunden.«

Diaz griff nach seinem lauwarmen Kaffee und trank. Erst zweiunddreißig Jahre war er alt, und sein attraktives Kindergesicht, das immer glattrasiert war, konnte man fast als hübsch bezeichnen. Alberto Diaz war größer als die meisten anderen mexikanischstämmigen Amerikaner, und sein Körper war schmal und muskulös. Er hatte dichtes tiefschwarzes Haar, und seine dunklen Augen waren schlüpfrig wie Öl. »Konnte man sie identifizieren?«

Sami schüttelte den Kopf.

Nach zehn Jahren als Streifenpolizistin im schwierigsten Bezirk von South San Diego, während der sie drei Auszeichnungen für herausragende Dienste erhalten hatte, hatte sich Sami um eine Beförderung bemüht. Unter den Polizisten tobte ein heftiger Konkurrenzkampf um eine Stelle als Detective in San Diego. Und natürlich ließ der in den Kreisen des Gesetzvollzugs grassierende Sexismus ihr Bemühen noch aussichtsloser erscheinen. Doch Sami bestand die schriftliche Prüfung mit links und bewies, dass ihr Wissen über Gesetze, Vorgehensweisen und Ermittlungsabläufe tadellos war. Nach der schriftlichen Prüfung musste Sami vor einem Gremium leitender Polizisten zu einem Gespräch erscheinen, genauer gesagt, sich in die Mangel nehmen lassen. Ihr Ziel war es, herauszufinden, wie Sami unter Druck arbeitete. Sami war sich sicher, vor dem Gremium versagt zu haben. Doch zwei Wochen später erhielt sie einen Anruf von Larson, dem obersten Boss der Detectives, der sie bei der Mordkommission willkommen hieß.

Diaz schlug die Akte noch einmal auf und nahm eines der Fotos heraus. Er starrte es durchdringend an. »Was meinst du, macht er mit ihren Herzen?«

»Da möchte ich lieber nicht drüber nachdenken.«

»Was ist mit dem Kind?«

»Nicht ein Wort.«

»Er tut den Kindern nichts«, meinte Diaz. »Denkst du, dass er sein Vorgehen geändert hat?«

»Das wollen wir nicht hoffen.«

Captain Carl Davison, der vor seinem Büro stand, rief durch den Raum: »Diaz, Rizzo, in mein Büro!«

Die zwei Detectives der Mordkommission liefen den schmalen Gang zwischen Reihen unordentlicher Schreibtische entlang. Die anderen Detectives standen in Grüppchen zusammen, tauschten sich über Fälle aus und erzählten sich schmutzige Details über sexuelle Eskapaden der letzten Nacht. Als Sami sich an ihnen vorbeidrückte, spürte sie ihre Blicke auf sich. Normalerweise störte sie das nicht weiter, aber heute fühlte sie sich ein wenig befangen. John Russell, ein besonders unausstehlicher Kollege, grinste sie an wie ein wild gewordener Schimpanse und streckte die Hand aus. »War nett, dich gekannt zu haben, Rizzo.«

»Ich wünschte, ich könnte das Gleiche über dich sagen, Arschloch.«

Das Dezernat für Kapitalverbrechen umfasste sechs Abteilungen: Brandstiftung, Einbruch, Mord, Raub, Sexualverbrechen und eine Spezialeinheit, die für die Ermittlung bei außergewöhnlichen Vorfällen zuständig war, in die Regierungsmitglieder und sonstige Beamte verwickelt waren oder an denen das Interesse der Medien besonders hoch war. Wenn Sami und Diaz den Killer nicht bald festnehmen würden, so waren sie von Captain Davison gewarnt worden, wäre er gezwungen, den Fall an die Spezialeinheit abzugeben.

Sie betraten das Büro des Captain, und Sami bemerkte eine fremde Frau, die dem Chef gegenübersaß. Die Frau betrachtete Sami mit einem sonderbaren Blick, als ob sie Sami und Diaz signalisieren wollte, besser auf eine nicht ganz so angenehme Besprechung gefasst zu sein.

Sami schloss die Tür.

Gelegentlich hatte Davison, ein Afroamerikaner und sonst eher ein Typ der leisen Töne, die Angewohnheit, über gestresste und nicht besonders geschätzte Detectives herzufallen. Sami betrachtete seine Miene und hatte das Gefühl, dass ihr kleines Treffen heute nicht sehr amüsant werden würde.

Davison, der sich nicht viel um Vorschriften scherte, besonders wenn seine angegriffenen Nerven einen beruhigenden Nikotinschub brauchten, griff nach der brennenden Zigarette auf dem übervollen Aschenbecher und inhalierte tief. Der Captain, zwei Jahre vor der Pension, brachte gut und gern über hundert Kilo auf die Waage, knapp zwanzig Kilo mehr als sein Idealgewicht. Er schien nie gestresst zu sein, doch im Gegensatz zu seinem ruhigen Äußeren erreichte sein Blutdruck in letzter Zeit Werte, die seinen Doktor dazu veranlassten, ihm Tabletten zu verschreiben, um die Werte unter Kontrolle zu bekommen. Wenn man ihn ansah, würde man nicht auf die Idee kommen, dass er eine wandelnde Zeitbombe war.

»Ich möchte Ihnen Sally Whitman vorstellen«, sagte Davison. »Sie ist Profilerin beim FBI.«

Sally erhob sich, griff nach Samis Hand und schüttelte sie kräftig. Die gertenschlanke Profilerin mittleren Alters hatte einen festen Händedruck. Sie trug ihr dunkelbraunes Haar sehr kurz, hatte fast einen Bürstenschnitt. Hohe Wangenknochen und ein ausgeprägtes Kinn unterstri-

chen noch ihr schmales Gesicht. Mit ihrem modischen Outfit hätte man sie leicht für ein Punk-Rock-Groupie halten können. Ein paar Portionen Lasagne von ihrer Mutter, dachte Sami, und Sally würde gerade so viel Gewicht zulegen, um eine Figur zu bekommen.

Nachdem Whitman ihre Hand für Samis Geschmack ein wenig zu lange festgehalten hatte, ließ sie los. Doch irgendetwas in Whitmans Augen störte Sami. Whitman nickte Diaz grüßend zu, gab ihm jedoch nicht die Hand.

»Da wir mit diesem Irren noch nicht weitergekommen sind«, sagte Davison, »habe ich die Dienste von Miss Whitman angefordert. Sie kann uns hoffentlich Einblick geben in die Denkweise eines Serienkillers.«

Serienkiller?

Obwohl drei Frauen ermordet worden waren – vermutlich auf dieselbe Weise –, traute sich in der Mordkommission niemand, den Begriff *Serienkiller* laut auszusprechen. Es war ein Tabu, als ob ein Fluch auf denjenigen fallen würde, der dieses Wort zum ersten Mal verwendete. So war es wenigstens im *San Diego Chronicle* vermutet worden. Und der übereifrige Kommentar eines Nachrichtensprechers im Fernsehen hatte unter Ortsansässigen für Unruhe gesorgt, aber niemand hatte diese drei Verbrechen offiziell als Mordserie bezeichnet.

Diesen Begriff jetzt so sachlich zu verwenden, berührte bei Sami einen empfindlichen Punkt. Ihr ganzes Leben hatte sie in San Diego gelebt, einer Stadt, die als Amerikas beste bezeichnet wird und die – soweit ihr bekannt war – seit 1932 von keinem Serienkiller terrorisiert worden war.

Der Captain drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus. »Sagen Sie den Detectives, womit wir es zu tun haben, Miss Whitman.«

Die Profilerin vom FBI setzte sich, legte ihre Beine übereinander und zog den Rock zurecht. Dabei ließ sie Sami nicht aus den Augen. »Der Mann, nach dem wir suchen, ist ein religiöser Fanatiker. Das sind die Schlimmsten, da die meisten von ihnen denken, dass Gott sie mit absoluter Autorität ausgestattet hat. Wenn ein Mörder von einer pervertierten religiösen Überzeugung getrieben wird, kennt seine Grausamkeit keine Grenzen. Mit der Billigung Gottes glaubt jeder von ihnen, seine eigenen verqueren Gebote aufstellen zu können. In diesem Fall wissen wir nicht, ob der Verbrecher im Namen Gottes oder des Satans handelt. Manchmal gibt es da nur einen feinen Unterschied.«

Whitman deutete auf ein Foto eines der Opfer. »Es besteht kaum Zweifel daran, dass die Frauen gekreuzigt wurden. Im Bericht des Pathologen werden kleine Holzsplitter erwähnt, die zusammen mit Spuren von Metall in den Wunden der Handgelenke sowie der Füße gefunden wurden. Das Holz ist von der weißen Pinie, und das Metall ist eine Stahllegierung, wahrscheinlich von den Spikes oder Nägeln, die er benutzt hat. Ich vermute, er hat sie entweder gekreuzigt, um sie Gott als Opfer darzubringen, indem er Christi Tod am Kreuz nachgeahmt hat, oder aber er will durch Scheinkreuzigungen das fundamentale Symbol des Christentums herabsetzen.«

Im Raum herrschte gedrückte Stille. Diaz griff nach Samis Schulter und drückte sie beruhigend.

»Könnte er ein Frauenhasser sein?«, fragte Diaz. »Vielleicht ist er sauer auf seine Ex und lässt es an anderen Frauen aus.«

»Das ist unwahrscheinlich, Detective«, antwortete Whitman. »Frauenhasser attackieren meist die Weiblich-

keit ihrer Opfer, indem sie ihnen die Brüste abschneiden oder Dinge in ihre Vagina stecken. Zugegebenermaßen hatte er Geschlechtsverkehr mit jedem Opfer, doch ich denke, dass der Sex zu irgendeinem perversen Ritual gehört.«

»Haben Sie irgendeine Idee, warum er ihre Herzen herausgeschnitten hat?«, fragte Diaz.

Whitman blickte den Detective an. »Er sammelt sie höchstwahrscheinlich. Behält sie als Trophäen zurück.«

»Was ist mit den Kindern?«, fragte Sami. »Warum hat er ihnen nichts getan?«

»Sie dienen seinem kranken Gemüt offenbar irgendeinem Zweck«, antwortete Whitman, »aber da kann ich nur spekulieren.« Sie betrachtete das Foto. »Vielleicht hat er die Kinder als Pfand eingesetzt, um an sein Ziel zu kommen.«

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht folgen«, sagte Diaz. »Wir haben schon festgestellt, dass der Killer ein großer Mann ist. Die Frauen konnte er bestimmt überwältigen. Wozu brauchte er dann die Kinder?«

Whitman schob ihre Brille zurecht. »Kontrolle. Vielleicht wollte er vermeiden, dass sie sich wehren.«

Normalerweise hatte Sami ihre Gefühle im Griff, doch als alleinerziehende Mutter einer fast dreijährigen Tochter bekam sie nun richtig Angst. Vorsichtig versuchte sie, Augenkontakt mit dem Captain zu vermeiden, um ihm nicht ihren Gemütszustand zu offenbaren.

»Was mich wirklich stört«, fuhr Whitman fort, »ist, dass der Killer ein Psychopath ist.«

Ihre Augen fixierten einen unbestimmten Punkt in der Ferne. »In einigen Fällen werden Opfer nach dem Tod verstümmelt. Aber das ist bei diesen Frauen nicht der Fall.

Sie waren am Leben, vielleicht sogar bei Bewusstsein, als er sie kreuzigte.«

Nach dieser Bemerkung hätte man in dem Raum eine Stecknadel fallen hören können. Davison steckte sich eine weitere Zigarette an, und Diaz hustete in seine vorgehaltene Hand. Sami wollte überall sein, nur nicht in diesem Büro.

»Miss Whitman, würden Sie mich einen Moment mit den Detectives allein lassen?«, fragte Davison.

Sally Whitman steckte den Hefter in ihre braune Lederaktentasche, musterte Sami und verließ ruhig das Büro. Sami wusste, was nun kam. Sie hatte diese Verwandlung schon früher erlebt.

In dem Moment, als sich die Tür hinter Whitman schloss, stand Captain Davison auf und drohte den beiden Detectives mit dem Finger. »Sie wissen, wie sehr ich es hasse, den strengen Boss zu geben, aber der Bürgermeister sitzt mir im Nacken. Sie beide werden auch weiterhin die Ermittlungen leiten, aber ich richte eine spezielle Task-Force ein, die Ihnen assistieren wird.« Der Captain wischte sich mit der Hand über die feuchte Stirn. »Ihr müsst diesen Psycho finden.«

»Er ist clever, Captain«, sagte Diaz, »der hat seine Spuren sorgfältig verwischt.«

Die Venen an Davisons Hals pochten. »Erzählt mir nicht, dass dieser verdammte Irre Frauen kreuzigen kann, ihre Körper auf den Stufen unserer Kirchen ablegt und ihre Kinder in Kaufhäusern loswird, ohne dass *irgendjemand irgendetwas* davon mitbekommt.«

Davison nahm einen Zug von seiner Zigarette und stieß eine blaue Rauchwolke aus. »Bewegt eure Hintern nach La Mesa und sprecht mit dem Priester, der die Frau auf den Stufen …«

Das Telefon klingelte. Der Captain griff nach dem Hörer. »Davison. Ja. Wann? Wo?« Er kritzelte etwas auf einen gelben Block. »Okay, danke.«

Sami sah, wie sich die Miene des Captain veränderte. So wie sich ein heftiger Sturm wie durch ein Wunder der Natur wieder legt, so hatte der Captain seinen Donner verloren.

»Sie haben das Kind gefunden.« Seine Stimme wurde sanfter. »Der Name des Opfers ist …«, er blickte auf seine Notizen, »… Molly Singer, zweiunddreißig Jahre alt.«

»Hat er dem Kind etwas getan?«, fragte Diaz.

»Es ist wie bei den anderen beiden: kein Kratzer.« Der Captain nahm seine Brille ab und massierte seine Schläfen. »Bitte findet diesen verdammten Irren.«

Simon schlief immer schlecht, wenn er eine Sünderin geläutert hatte. Weder Schuld noch Bedauern hielten ihn wach. Warum sollte er Schuldgefühle spüren, wenn er eine Seele vor der sicheren Verdammnis bewahrt hatte? Seine Ruhelosigkeit rührte von einer bitteren Wahrheit her: Wie würde er überhaupt eine Welt säubern können, die so verseucht war mit verkommenen Frauen? Ein einziger Mann konnte dieser schwierigen Aufgabe nicht gerecht werden, egal, wie sehr er darin aufging.

Er setzte sich im Bett auf, zog die Knie an seine Brust und fragte sich, ob seine Mutter wohl stolz auf ihren einzigen Sohn war. Vielleicht saß sie neben Gott, blickte von dort oben herunter und war erfreut über den Weg, den er eingeschlagen hatte. Wären da nicht ihre strenge Hand und ihre aus Liebe geborene Disziplin gewesen, Simon wäre vielleicht auch ein hoffnungsloser Sünder geworden. Wie viele Stunden hatte er zur Strafe in dieser dunklen

klaustrophobisch engen Kammer verbracht und für seine Missetaten gebüßt?

Als Kind hatte Simon oft Gottes Gebote gebrochen. Seine Mutter hatte nie mit ihm geschimpft. Sie hatte nur immer stumm auf die kleine Kammer gedeutet, und er wusste, was er zu tun hatte. Die Abstellkammer hatte kein Licht. Er durfte weder essen noch trinken. Er bekam nur jede Menge Zeit, um über sein gottloses Benehmen nachzudenken. Er musste seine Notdurft in einer Ecke der winzigen Kammer verrichten. Der Gestank ließ ihn würgen, und er musste sich übergeben. Oft war seine Kleidung von den Körperausscheidungen durchnässt.

Im Sommer, wenn die Temperaturen über dreißig Grad stiegen und es unerträglich feucht war, dachte Simon manchmal, in der Kammer ersticken zu müssen. Er würde als Sünder sterben, nicht erlöst und zu ewiger Strafe verdammt. Das war für ihn eine größere Qual als seine körperliche Pein. Es gab Augenblicke schieren Entsetzens, der machtlose Glaube, dass Gott ihm seine Sünden niemals vergeben würde. Die Dauer seines Eingesperrtseins hing von der Schwere seiner Verfehlung ab. Es gab Sünden, die nur eine Stunde Bestrafung nach sich zogen. Andere verbannten ihn für mehr als einen Tag in die winzige Kammer.

Einmal, kurz nachdem er seinen elften Geburtstag gefeiert hatte und er seiner Sexualität bewusster war, hatte er sich von einem Schulfreund, der ihn auch in die Freuden der Selbstbefriedigung eingeführt hatte, einen *Playboy* ausgeliehen. Als Simon an einem regnerischen Nachmittag im Bett saß und die ausklappbare Blondine mit den enormen Brüsten und dem gepflegten Schamhaar begaffte, ging er davon aus, dass seine Mutter im Haushalt

herumhantierte, und stimulierte sich aufgeregt. Er war dabei so beschäftigt, dass er nicht bemerkte, dass seine Mutter in der Tür stand.

Denn die Lippen der fremden Frau triefen von Honig, glatter als Öl ist ihr Mund. Doch zuletzt ist sie bitter wie Wermut, scharf wie ein zweischneidiges Schwert.

An jenem Tag, mitten im August, war Simon davon überzeugt, in der Kammer sterben zu müssen.

Das Gefühl einer gespenstischen Sinnlosigkeit, einer Leere von entsetzlichen Ausmaßen brach über Simon herein. Er hielt sich seinen Magen mit beiden Händen, fühlte sich wie von einem Schwert durchbohrt. Seine Verzweiflung glich der eines Drogenabhängigen, den der Entzug von den Höhen seiner chemisch verursachten Euphorie in die Tiefen der Verzweiflung und des Verlangens stürzt, wenn jede Vernunft schwindet. Simon bewegte sich auf dem Bett vor und zurück, stöhnte und spürte die Qualen des Entzugs. Es gab nur ein Mittel, sein Elend zu lindern, er musste eine weitere Seele läutern. Die Rothaarige, die er beobachtet hatte, würde bald seinen Erlösungsraum bewohnen.

Um halb sieben hielt Detective Sami Rizzo am Revier, setzte Diaz dort ab und fuhr weiter zu ihrer Mutter nach North Park. Sie hatte keine Lust, Captain Davison in die Arme zu laufen. Ihr Trip nach La Mesa hatte nichts ergeben; der Priester war nicht sehr hilfreich gewesen, und den Nachbarn, mit denen sie gesprochen hatten, war nichts Ungewöhnliches aufgefallen.

Sie bog auf die Zufahrt und parkte ihren Taurus neben dem alten Buick ihrer Mutter. Als Sami ins Wohnzimmer trat, kam Angelina ungeschickt auf sie zugewackelt, wie

ein Kleinkind eben, das noch nicht ganz sicher auf den Beinen war, und klammerte sich an Samis Knie. »Mami, Mami, Oma und ich machen Brownies!«

Sami schnupperte, doch der Geruch der Spaghettisoße war intensiver als der Duft der Schokolade. Sie nahm ihre kleine Tochter hoch und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Ich wette, sie sind total lecker. Wie viele hast du schon gegessen?«

Angelina hob zwei Finger.

»Ist das Abendessen angebrannt?« Sami blickte ihre Mutter an, die mit verschränkten Armen in der Tür zur Küche lehnte.

»Sie kann genauso viel essen wie ihr Großvater. Gott hab ihn selig. Also über ihren Appetit müssen wir uns keine Sorgen machen.«

Josephine Rizzo, eine korpulente Frau mit kräftigen Armen und einem runden glänzenden Gesicht, war höchstens eins fünfzig groß. Ihr fast graues Haar, nur wenig Schwarz hatte ihr aufreibendes Leben und Jahrzehnte harter Arbeit überdauert, hatte sie zu einem Knoten festgesteckt. Wenn sie abends zu Bett ging, löste sie ihr Haar, das bis zu ihrer Taille reichte, und bürstete es ausgiebig durch.

»Die Soße ist fast fertig«, sagte Josephine. »Bleibst du zum Abendessen? Es gibt Gnocchi.«

Sami wollte nach Hause und mit Angelina allein sein, fern von ihrer Mutter und den angestaubten Geschichten darüber, was wäre, wenn Samis Vater nicht vor seinem fünfundvierzigsten Geburtstag an Lungenkrebs gestorben wäre. Außerdem war Sami in letzter Zeit unzufrieden mit ihrer Figur – natürlich nichts Neues –, weshalb die köstlichen Gnocchi ihrer Mutter, die vor Kohlehydraten nur so strotzten, das Letzte waren, was ihr Körper jetzt

brauchen würde. Ihr Vater hatte sie oft auf seine charmante Art auf ihre Figur angesprochen, die nicht gerade Modelmaßen entsprach. Wenn das jemand anders getan hätte, wäre sie maßlos beleidigt gewesen, doch sie hatte ihren Dad angebetet. Sie hatte ihr ganzes Leben versucht, ihm der Sohn zu sein, den er nie bekommen hatte.

Nach den schwierigen Jahren der Pubertät hatte sich Sami zu einer auffallend hübschen Frau entwickelt, die oft bewundernde Aufmerksamkeit auf sich zog. Obwohl sie Aerobic machte und dreimal die Woche im Balboa Park joggte, blieben die Hüften ihre Problemzone. Die untere Hälfte ihrer Figur passte von den Proportionen her nicht so ganz zu ihrem Oberkörper. Doch sie war wahrscheinlich die Einzige, der das auffiel. Tatsächlich bevorzugen die meisten Männer Frauen mit ausladenden Hüften. Wenigstens hatte sie das gehört. Trotzdem wäre Sami glücklicher gewesen, wenn Gott in ihrer Hüftgegend nicht ganz so großzügig gewesen wäre.

Als Sami gerade ablehnen wollte, sah sie in den Augen von Josephine Rizzo, wie viel ihr daran liegen würde.

»Aber sicher, Mam, wir bleiben gern zum Essen.«

Mit ihrer tief schlafenden Tochter auf dem Arm versuchte Sami, ihre Haustür aufzuschließen. Sie war noch nie eine pingelige Hausfrau gewesen, aber in letzter Zeit sah es in ihrem Haus aus, als ob eine Horde Teenager hier wilde Partys gefeiert hätten. Doch mit Ausnahme ihrer Mutter, die mit Kritik an Samis unordentlichem Haushalt nicht hinter dem Berg hielt, und Diaz, ihrem einzigen Kumpel, hatte sie kaum Besuch. Der Zustand des Hauses störte Angelina nicht weiter, warum also leben wie die Vanderbilts?

Sie ließ ihre Aktentasche auf den nicht abgeräumten Frühstückstisch fallen, bahnte sich ihren Weg durch Spielzeug, Zeitungen und einiges andere, schaffte es die Treppe hinauf und setzte ihre Tochter auf dem Bett ab. Um sie nicht zu wecken, zog Sami Angelina vorsichtig aus, legte sie hin, küsste sie auf die Stirn und knipste das Krümelmonster-Nachtlicht an. Sie blieb noch einen Augenblick am Bett stehen und betrachtete ihre friedlich schlafende Tochter. Das kleine Gesicht, so niedlich es auch war, hatte Ähnlichkeit mit Angelinas Vater. Für Sami war es nur ein Scheißkerl. Allein der Gedanke an diesen Penner, der nicht einmal Unterhalt für sein Kind bezahlte, brachte sie auf die Palme.

Sami ging in die Küche und holte sich eine eiskalte Corona aus dem fast leeren Kühlschrank. Sie konnte Reste von chinesischem Essen riechen, das schon vor drei Tagen in den Müll gehört hätte. Die einzige Zitrone, die noch im Kühlschrank lag, hatte mehr Flaum auf der Schale als ein Babykopf, und so entschloss sie sich, das Bier ohne das übliche Stück Zitrone zu trinken. Sie fand eine freie Stelle auf der Couch und ließ sich auf das abgewetzte Polster fallen. Sie kickte ihre Schuhe weg und nahm einen großen Schluck aus der Flasche. Eigentlich wollte Sami jetzt ihre wohlverdiente Ruhe genießen und nicht an die Ermittlung denken, doch die Aktentasche rief. Sie klappte sie auf und nahm widerwillig den Hefter heraus.

Jede der drei brutal ermordeten Frauen war Anfang dreißig gewesen. Und sie waren alle zusammen mit ihren Kindern entführt worden. Die Kinder, die unter Aufsicht eines Kinderpsychologen befragt wurden, hatten keine offensichtlichen Verletzungen davongetragen. Das verwirrte Sami. Wieso entführte ein barbarischer Killer die

Kinder und ließ sie unbehelligt gehen? Nicht einmal Sally Whitman, eine professionelle Profilerin, konnte diese Frage beantworten.

Die Kinder trugen etliche wichtige Details zur Ermittlung bei: Eines sagte, dass seine Mutter und er im Keller eines Hauses auf dem Land waren und dass ein netter Mann sie mit allem möglichen lustigen Spielzeug in diesem besonderen Raum spielen ließ. Ein Junge meinte, dass der Mann etwa dreißig Zentimeter größer sei als sein Dad und dass der Mann einen großen schwarzen Truck fuhr. Ein Mädchen sagte, dass er ein Weißer war mit blauen Augen und dunkelblondem Haar und dass er nett ausgesehen habe.

Sami legte die Akte weg und räumte eine Ecke vom Couchtisch frei. Sie legte die Fotos der drei Opfer nebeneinander und betrachtete sie sorgfältig, verglich sie auf Ähnlichkeiten hin. Die Frauen – so war es wenigstens mehrere Male vermutet worden – waren alle auf dieselbe Art und Weise ermordet worden. Da waren runde Löcher, etwa anderthalb Zentimeter im Durchmesser, in beiden Handgelenken, genau über den Handflächen, und identische Löcher durch beide Füße, genau am Spann. Die Herzen der Frauen waren mit chirurgischer Präzision aus ihrem Brustkorb entfernt worden; es sah nicht nach der Arbeit eines Amateurs aus. Der Täter hatte offenbar eine medizinische Ausbildung.

Als sie sich die klaffenden Wunden im Rippenbereich der Opfer ansah, wich sie voller Ärger und Angst zurück. Sie legte die Fotos hin und trank von ihrem Bier. Sie hatte schon genug Grausamkeit gesehen, die gewiss zur menschlichen Natur gehörte, und hatte sie dennoch nie verstehen können. Trotzdem schreckten diese Morde sie wie nichts

zuvor. Wenn nur ihr Vater noch leben würde und sie fest umarmen könnte, dann wäre ihre Welt eine andere.

Angelo Rizzo war achtzehn Jahre lang Polizist gewesen, und sein letzter Wunsch war, dass Sami Detective im Morddezernat werden sollte. »Sami«, hatte er geflüstert, als er im Krankenhaus lag und nur noch vierzig Kilo wog, »tu es für mich, deinen *Papa*.«

Er hatte selbst von einer Beförderung zum Detective geträumt, hatte es jedoch nie aus seiner blauen Uniform heraus geschafft. Wie konnte eine Tochter den letzten Wunsch ihres Vaters nicht befolgen? Manchmal glaubte Sami, man würde sie verantwortlich dafür machen, dass ihr Vater der guten alten italienischen Tradition nicht nachgekommen und keinen Sohn gezeugt hatte. Er hat es ihr nie vorgeworfen, aber unterschwellig war es immer da, wenn ihre Mutter sie daran erinnerte, dass sie seit Samis Geburt nicht mehr schwanger werden konnte.

Er wusste nicht, welchen Druck er auf Sami ausübte, als er ihr die Rolle des Sohnes aufbürdete. Angelo Rizzo verkürzte den Namen seiner Tochter noch vor ihrem ersten Geburtstag von Samantha auf Sami. Sie hat keine Erinnerungen an Tanzstunden oder Ausflüge ins Kaufhaus, um niedliche Osterkleider einzukaufen. Stattdessen war sie der Wildfang der Nachbarschaft und ging mit ihrem Vater zum Angeln. Als sie ankündigte, Sozialarbeiterin werden zu wollen, blickte ihr Vater sie nur an, und sie wusste, dieses Ziel konnte sie sich aus dem Kopf schlagen. Die hohen Erwartungen ihres Vaters waren Sami wichtig gewesen. Er wollte, dass sie Polizist würde, bis zum Rang eines Detective. Sie hatte seinen Wunsch respektiert, musste aber ihre eigenen Sehnsüchte verdrängen.

Samantha Rizzos Leben war sorgfältig geplant gewe-

sen, schon lange vor ihrer Geburt. Und obwohl die Arbeit eines Detective ihrem Charakter nicht wirklich entgegenkam, fand Sami Trost in dem utopischen Glauben, dass es bei ihr anders sein würde. Sie stellte sich der Arbeit bei der Polizei mit einer ironischen Mischung aus unerschrockenem Mut und naiver Erwartungshaltung. Dass ihr Vater sie in eine Karriere gedrängt hatte, die sie sich nicht selbst ausgesucht hatte, beeinträchtigte weder ihre Bemühungen noch ihr Auftreten als Detective. Trotz des immer präsenten Bedauerns, ihrem Herzenswunsch nicht gefolgt zu sein, hatte sie sich bei ihren Kollegen Respekt verschafft. Niemand von ihnen würde bestreiten wollen, dass Samantha Rizzo eine großartige Polizistin war.

In diesem speziellen Augenblick jedoch war sie wie gebannt von der bitteren Wirklichkeit, dass diese Fotos eine Welt jenseits jeglicher Erlösung bedeuteten. Und diese hilflose Verzweiflung ließ sie sich nutzloser fühlen als je zuvor. Sie drehte die Fotos um und zwang sich dazu, den Bericht zu lesen.

Es gab keine sichtbaren Zeichen eines Hals- oder Nackentraumas, trotzdem war das Opfer erstickt, Todesursache bei Gekreuzigten, die nicht an Blutverlust gestorben sind. Sperma war in ihren Vaginen nachgewiesen worden, jedoch lagen keine Beweise vor, dass die Frauen vergewaltigt worden waren. Bei erzwungenem Geschlechtsverkehr ist das Gewebe normalerweise beschädigt oder weist starke Verletzungen auf. Doch andererseits scheint es unmöglich, dass die Frauen sich freiwillig zu Sex mit ihrem Angreifer bereit erklärt hatten, aber es gab keine andere Schlussfolgerung.

Sami nahm sich die Fotos noch einmal vor.

Wunden an den Handgelenken. Genau über den Handflächen.

Wunden an den Füßen. Genau am Spann.

Sami blickte auf das Kreuz, das an der Wand gegenüber hing und auf das ihre Mutter bestand. Eine kalte Faust umschloss ihr Herz. Bis zu diesem Moment war ihr die Tragweite dieser Ermittlung nicht klargeworden. Sie verstand nun, warum sie so unglaublich aufgewühlt war, allein mit ihren bedrohlichen Gedanken, eine Million Meilen entfernt von jeglicher Gelassenheit. Der bloße Gedanke, dass diese Frauen gekreuzigt wurden, lähmte sie, und unvorstellbare Bilder stürmten auf sie ein. Sie war römisch-katholisch erzogen worden und war mit der Kirche und den Lehren der Bibel vertraut. In diesem besonderen Augenblick wünschte sie sich nichts sehnlicher, als Heidin zu sein. Die Motive des Killers überstiegen jeden menschlichen Vorstellungshorizont. Und wenn Sami nicht bald einen Weg fand, ihn aufzuhalten, würde vielleicht, noch bevor die Sonne über dem Horizont im Osten aufging, wieder eine unschuldige Frau an ein Kreuz genagelt werden.